

Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 4 (1948)

Artikel: Was kann gegen die Juden-Feindschaft getan werden? : Erwägungen und Vorschläge
Autor: Thieme, Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-961153>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Was kann gegen die Juden-Feindschaft getan werden? Erwägungen und Vorschläge

von Prof. Dr. KARL THIEME, Basel/Lörrach

Die Judenfeindschaft ist auf dem ganzen Erdball in gefahrdrohender Zunahme begriffen. Schwer enttäuscht sind alle, die gehofft hatten, das Ende der Urheber des größten Massenmordes an Juden, den die Geschichte kennt, werde die Völker denjenigen gegenüber freundlicher stimmen, die den Mördern noch einmal entkommen sind. Wenn die Entwicklung auf diesem Gebiet so weitergeht wie seit 1945, dann steht allen Ernstes zu befürchten, daß in nicht sehr ferner Zeit ein anderer Totalitarismus das grausige Werk zu Ende führen könnte, an dem Hitler gescheitert ist ¹.

Ob die Christenheit aus der tief beschämenden Gleichgültigkeit der meisten ihrer Glieder gegenüber den „älteren Brüdern“ endlich aufgerüttelt werden würde, wenn solche Befürchtung auch von maßgeblichen Repräsentanten öffentlich geäußert werden sollte, wissen wir nicht. Wir jedenfalls möchten deutlich gewarnt haben, bevor es etwa zu spät ist.

¹ Den Ernst der Lage kennzeichnet Nationalrat Dr. Oeri in einem nach Abschluß dieses Aufsatzes erschienenen Leitartikel der „Basler Nachrichten“ über „Palästina zwischen Ostern und Pfingsten“, Nr. 136 vom 1. 4. 1948, wie folgt:

„Der zionistischen Ideologie ist praktisch kaum mehr aufzuhelfen. Aber vielleicht noch dem Existenzrecht des Judentums! Bereits ist sogar dieses gefährdet. Es werden Türen vor ihm zugeschlagen, die in der ersten Nachkriegszeit noch offen waren. Weiß man zum Beispiel, daß Chile im Begriff ist, 45 000 Juden zu vertreiben, die es vor kurzer Zeit aufgenommen hat? Sie wollten sich den Einwanderungsgesetzen nicht fügen und drängten sich städtisch zusammen. Wenn Hitlers Judenmorderei nicht „auf kaltem Wege“ fortgesetzt werden soll, braucht es bei allen Kulturvölkern viel guten Willen, um starke jüdische Einwandererquoten aufzunehmen, und bei diesen selbst ebenso guten Willen, um sich den Bedürfnissen der Gastländer anzupassen. Dann wird aus der palästinensischen Bedrängnis des Zionismus wenigstens keine neue Weltkatastrophe für das gesamte Judentum werden.“

Man wird nun fragen: Was soll denn aber geschehn? — Unter mehreren getrennten Gesichtspunkten sei darauf geantwortet:

I. Was kann der Staat tun?

Es ist gefordert worden, Sondergesetze gegen den Antisemitismus zu erlassen. Kaum etwas könnte unseres Erachtens mehr zu seiner Verschärfung beitragen. Man nehme das Beispiel der Eidgenossenschaft und vergegenwärtige sich, wie es auf den Schweizer gewirkt haben würde, wenn man ihm gesetzlich hätte verbieten wollen, seinen nördlichen Nachbarn als „Sau-Schwob“ zu titulieren, sobald derselbe ihm irgendwie unangenehm auffiel; mutatis mutandis würde ein analoges Gesetz genau entsprechend wirken. Was ganz allgemein und weit über den Schutz der Juden hinaus zu fordern wäre, das ist eine strengere Gesetzgebung bzw. Handhabung der Gesetze gegen jede Art von Verleumdung und Aufreizung zum Haß. Es müßte aber scharf unterschieden werden zwischen wirklich böswilliger Hetze — insbesondere gegen Angehörige mißliebiger Minderheiten — und dem bloßen Mangel an Beherrschung eines galligen Temperaments aus irgendeinem konkreten Anlaß. So milde wie gerade in einer Zeit allgemeiner Nervosität der letztere, so streng muß in ebensolcher die erstere beurteilt werden, wenn volle Gerechtigkeit walten und jeder Verbitterung vorgebeugt sein soll².

Zu den staatlichen Aufgaben gehört sodann — auf internationalem Gebiet — das Mitwirken an der Lösung des Problems der Verteilung derjenigen Juden über den Erdball, die nicht da bleiben können, wo sie gegenwärtig sind. Es erscheint uns als eine humanitäre Pflicht, der sich kein zivilisiertes Volk heute zu entziehen berechtigt ist, zu seinem Teile dazu beizutragen, daß die vertriebenen Juden, die nun einmal nicht alle in Palästina unterkommen können, anteilig überall, wo noch einigermaßen Platz ist, Aufnahme finden. Was bisher in Sachen des Dauer-Asyls in der

² Vorbildlich ist hier das Urteil des Zürcher Obergerichts gegen die Verleumder des als „Volkswagen-Ganz“ bekannten jüdischen Erfinders.

Schweiz geschehen ist, wird bekanntlich in den Kreisen, die darüber ein Urteil haben, als noch keineswegs ausreichend betrachtet.

Internationale Konferenzen anzuregen und zu beschicken, auf denen ernsthafte Arbeit für die Unterbringung jüdischer — und natürlich auch anderer — Flüchtlinge und die Gewährung eines tragbaren Rechts-Status an dieselben geleistet würde, könnte ebenfalls eine der staatlichen Funktionen sein, deren Ausübung zur Eindämmung der Judenfeindschaft beitrüge. Denn je weniger in dieser Art für die Juden geschieht, desto mehr Reibungen werden sie hervorrufen müssen, desto mehr Gegnerschaft also gegen sich wachrufen. Hierhin gehört die geradezu tragische Entwicklung des Verhältnisses zwischen den jetzt noch in den angelsächsisch besetzten Zonen Deutschlands befindlichen, größtenteils aus Ostmitteleuropa stammenden staatenlosen Juden und der deutschen Bevölkerung; natürlich fällt dieser in den Zügen und Wartesälen der jüdische Schwarzhändler mehr auf als der — auf bequemer frequentierbaren Märkten operierende — stammverwandte; vollends Tatsachen wie die, daß in den Außenbezirken Landsbergs am Lech 1945 von dem amerikanischen Kommandanten etwa eine Woche lang die Plünderung von seiten jüdischer Flüchtlinge geduldet wurde, werden in ihrer verheerenden psychologischen Wirkung dadurch nicht ausgeglichen, daß solche später dort untergebrachten Flüchtlinge im allgemeinen durch Großzügigkeit als Arbeitgeber wohltätiger wirken. Es nützt in dieser Hinsicht auch ganz und gar nichts, daß auf tausend amerikanische Negersoldaten hundertmal soviel Verbrechen entfallen wie auf tausend weiße Nordamerikaner, wozu die jüdischen zählen. Der hemmungslose verpflanzte Farbige ruft für seine Person höchstens Furcht — und Mitleid hervor; Haß entzünden nur diejenigen, die dem einfachen Mann als „intellektuelle Urheber“ seines eignen Leidens erscheinen; vollends, wenn sie das Unglück haben, so auszusehen, daß jemand, der regelmäßig den Zug zwischen München und Tutzing benutzt, wo ein großes Flüchtlingslager ist, kürzlich verzweifelt sagte, man sehe dort jetzt täglich Gesichter, wie man sie früher überhaupt nur aus den widerwärtigen Karikaturen in den „Stürmer“-Wandkästen an den Straßenecken gekannt habe. Man muß

solche kläglichen kleinen Einzelheiten vor Augen haben, wenn man verstehen will, wie sich gräßliche große Gesamtschicksale vorbereiten, — denen es vorzubeugen gilt, wenn und so weit es irgend möglich ist ³.

³ Mindestens ebenso gefährlich in ihrer Auswirkung auf die Bildungsschichten wie die, breiteren Massen ins Auge fallenden, genannten Erscheinungen sind aber Tatsachen wie die am Schluß des folgenden Passus aus einer Stellungnahme Wilhelm Röpkes „Zum bayrischen Schulkonflikt“ im Koblenzer „Rheinischen Merkur“, Nr. 14 vom 3. 4. 1948, erwähnte: „Es ist außerordentlich bedauerlich, daß es in Bayern zwischen der demokratisch konstituierten Landesregierung und der Besetzungsbehörde zu einem Konflikt gekommen ist, in dem auf dem das Eigenleben eines Landes aufs tiefste berührenden Gebiet des Bildungs- und Erziehungswesens die bloße Macht den Ausschlag gegeben und damit Demokratie und Föderalismus aufs ernsteste in Frage gestellt hat. Aber ehe man dafür allein dem verantwortlichen bayrischen Minister die Schuld gibt, ist doch verschiedenes zu bedenken. Ob wir seinen Standpunkt billigen oder nicht, so werden wir doch zugeben müssen, daß er innerhalb der Grenzen liegt, in denen man in guten Treuen verschiedener Meinung sein kann.“

Ich selber habe zufällig Gelegenheit gehabt, näheren Einblick in die Angelegenheit zu gewinnen, und muß gestehen, daß ich den Standpunkt des — sonst, zu Recht oder zu Unrecht, viel gescholtenen — Ministers ganz vernünftig finde. Ist es reaktionäre Verranntheit, wenn man es etwa für zweckmäßiger hält, die Volksschullehrer an Seminarien statt an den Universitäten auszubilden, worauf der amerikanische Beamte mit größter Entschiedenheit bestanden hat? Es wäre gewiß in der heutigen Weltlage angebracht, dem etwas überanstrengten Wort „reaktionär“ einige Erholung zu gönnen. Ich selbst bin weder Bayer noch Katholik, noch ist mir der betreffende bayrische Minister im geringsten persönlich bekannt. Ich meine aber, daß es erlaubt ist, bayrisch, katholisch und konservativ zu sein, andernfalls man aufhören soll, weiterhin von Föderalismus in Deutschland zu reden. Der angegriffene Minister vertritt kulturpolitisch Ansichten, die nicht wesentlich verschieden sind von denen der Partei De Gasperis, die heute in Italien den einzigen Damm gegen die uns alle bedrohende Flut des Kommunismus bildet. Um das Bild abzurunden, sei erwähnt, daß sicherem Vernehmen nach der verantwortliche amerikanische Beamte in München der frühere Direktor einer Karl-Marx-Schule ist.“ Nämlich: Dr. Fritz Karsen, bis 1933 Berlin-Neukölln, der inzwischen soeben die Schulgeld-Freiheit in den bayrischen Schulen durch General von Wagoner per 1. September dekretieren ließ, ohne die für diesen Herbst angekündigte Beschlußfassung des Landtages darüber abzuwarten. — Vom Wirken Robert Kempners gar nicht zu reden!

II. Was kann die Kirche tun?

Während es dem Staate gegenüber im Grunde nur die einzige Forderung gibt: Unparteiische Gerechtigkeit gegenüber jedermann zu üben, ohne daß früher von einer Gruppe gelittenes Unrecht jetzt ihre Vorzugsbehandlung rechtfertigen könnte, muß von der Kirche gerade in der Judenfrage ganz unvergleichlich mehr erwartet werden.

Die Begründung dafür ist einfach wie das ABC; bis sie allen Christen eben so fest eingeprägt ist, wird sie eben so unablässig wiederholt werden müssen: Gott hat Sein Volk nicht verstoßen (Röm. 11, 2), ein altes Bundesvolk; der letzte, wenn auch nicht einzige Sinn des ganzen Heiden-Apostolats ist der, die Juden dadurch zu retten, daß heilsame Eifersucht auf die sich als Nächstenliebe bekundende Gottwohlgefälligkeit der Christen in ihnen wachgerufen wird (Röm. 11, 13f.); die Kirche, das neue Adoptiv-Israel aus den Heiden (und einigen Juden), ist zwar nicht ausschließlich aber doch wirklich, wie Karl Barth gesagt hat, „eine Einrichtung zur Juden-Mission“. Nichts irreführender, als von dieser Verkündigung Pauli zu behaupten: „... was er im elften Römerkapitel sagt, reicht, von menschlich-psychologischer Seite her gesehen, hart an einen Kompromiß“ (Kosmala, Judaica II, 267). Nicht aus dem taktisch - psychologischen Entgegenkommen eines raffinierten Seelenfängers, sondern aus dem tiefsten Antrieb des frömmsten Juden und zugleich dem zentralsten Verkündigungs-Auftrag des wahrhaftigen Gottes offenbart vielmehr Paulus in diesem Kapitel mit unverhüllten Worten dasjenige „Mysterium“ (11, 25), das in Bild und Gleichnis alle vier Fassungen des Evangeliums unüberhörbar künden, wie es die alte und mittelalterliche Kirche noch allgemein verstand und erst die moderne Christenheit (aller Konfessionen) allmählich herauszuhören verlernte.

Weil also das göttliche Offenbarungswort gerade die Liebespflicht der Kirche gegenüber den Juden besonders eindringlich betont, ist die Mitschuld an der Judenverfolgung besonders ernst zu bereuen und besonders eifrig gutzumachen, wo noch möglich, jene Mit-

schuld, die sich uns vor allem aus zwei Tatsachen zu ergeben scheint:

1. Keine christliche Gemeinschaft kann von sich behaupten, sie habe ihre Angehörigen so über die besonderen Christenpflichten gegenüber den Juden und über Gottes fortbestehende Heilsabsichten mit ihnen unterrichtet, daß alle im Sinne der betreffenden Gemeinschaft rechtgläubigen Christen dadurch immun gegen die antisemitische Vergiftung geworden wären.

2. Keine christliche Gemeinschaft kann von sich behaupten, daß ihre offiziellen Vertreter irgendwo öffentlich und unzweideutig gegen Entrechtung und Mißhandlung der Juden ihres Landes vor demjenigen Moment Stellung genommen hätten, wo es sich bei solcher Stellungnahme zugleich um einen Protest gegen den im Lande stehenden politischen Feind gehandelt hat. So sehr wir z. B. das geradezu vorbildliche Verhalten der holländischen Bischöfe (oder des norwegischen) gegen die Besatzungsmacht und deren Handlanger bewundern, so wenig ändert es an der oben festgestellten Tatsache; vielleicht hätten dieselben Persönlichkeiten auch gegen antisemitische Maßnahmen und Gesetze einer nicht „von außen“ eingesetzten Mussert- (oder Quisling-) Regierung öffentlich protestiert; aber die Genannten hatten eben keine Gelegenheit zu dergleichen; und wo immer antisemitische Politik von sogenannten „nationalen“, von nicht-importierten Regierungen faktisch getrieben worden ist, da ist öffentlich und ausdrücklich kein Sterbenswörtchen dagegen von seiten der Instanzen lautgeworden, die als christliche Sprecher zu Fragen des göttlichen Sittengesetzes zu solcher Äußerung berufen gewesen wären.

Alle christenbrüderliche Unterstützung einzelner Juden gegen die Verfolger, wie sie angefangen von nicht ganz wenigen opfermutigen Einzelchristen bis hinauf zum Vatikan geleistet worden ist, dem nach P i n s o n (Essays on Antisemitism, New York 1946², S. 7; vgl. Judaica III, 317f.) rund 7000 römische Juden ihr Leben verdanken, kann jene zwei Tatsachen und die durch sie begründete Mitschuld nicht aus der Welt schaffen. Zwingend ergibt sich dar-

aus die Pflicht, Buße zu tun für die schon begangenen Unterlassungssünden — und vor allem vorzusorgen, daß sich nicht künftig genau dieselben wiederholen. Aber wie kann das nun geschehen?

A. Öffentliche autoritative Stellungnahme

In ziemlich weiten Kreisen derjenigen, die vom Antisemitismus irgendwie betroffen worden sind, ist durchaus verständlicherweise eine ausdrückliche und eingehende öffentliche Stellungnahme gegen diesen von den christlichen Wortführern vor allem in deutschen Landen erwartet worden.

Ohne voneinander zu wissen, haben evangelische und katholische Christen im Jahre 1947 eine solche Stellungnahme vorzubereiten begonnen. Von seiten jener kam es so zu dem Wort des Bruderrats, das an anderer Stelle dieser Zeitschrift publiziert werden dürfte. Katholischerseits hat die vom Freiburger Erzbischof schon seit Jahren entsprechend bevollmächtigte Sachbearbeiterin des deutschen Caritasverbands, Dr. Gertrud Luckner, welche um ihres verbotswidrigen Wirkens für Juden und Judenchristen willen die letzten zwei Kriegsjahre in Gestapogefängnissen und im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück verbringen mußte, im Dezember 1947 den Vorentwurf zu einem Hirten-Wort der deutschen Bischöfe ausarbeiten lassen. Da dieser Entwurf zwar einerseits weitestgehende Zustimmung an der Frage interessierter Kreise fand, anderseits aber aus unten zu erwähnenden Gründen beschlossen wurde, von seiner Weiterleitung an die Bischofskonferenz abzusehen, lassen wir ihn unverändert (bis auf einen zunächst nur einschlußweise Gesagtes ausführenden Zusatz) folgen, da er ein Dokument des Geistes sein dürfte, in dem heute katholische Christen deutscher Zunge für eine Besserung des Verhältnisses ihrer Glaubensbrüder zu den Juden zu wirken suchen. Es würde also den Bischöfen vorgeschlagen worden sein, nach einer der Kirchenjahreszeit der Kanzel-Verkündigung gemäßen Präambel etwa so fortzufahren:

Wir sind gebeten worden, allen Gläubigen, die während der Hitlerverfolgung mit Wort und Tat Juden oder Christen jüdischer Herkunft beigestan-

den haben, ein Wort des Dankes zu sagen. Wir entsprechen von Herzen gerne solcher Anregung und preisen vor allem den gnädigen Gott, der auch in unsre dunkle Zeit sein Licht durch so manche treuen Zeugen leuchten ließ. Wir können dies aber nicht tun, ohne nicht zugleich von den vorhergehenden Verbrechen der Vergangenheit zu sprechen und von unserer Sorge, daß sich in der Zukunft Ähnliches wiederholen könnte. Es scheint uns nicht zu genügen, daß einzelne Henkersknechte und Brandstifter von Synagogen gerichtlich zur Rechenschaft gezogen worden sind. Eine ernste Gewissenserforschung wird für einen viel größeren Kreis dazu führen, sich durch Tat oder vor allem durch Unterlassung als mitschuldig an dem Entsetzlichen zu erkennen, was unseren jüdischen Mitbürgern zwischen 1933 und 1945 angetan worden ist.

Wir müssen uns dabei dessen bewußt sein, daß es keinerlei Rechtsgrundlage für die Ächtung und überwiegende Ausrottung dieser Mitbürger gegeben hat. Es ist selbstverständlich, daß auch unweise Rachehandlungen niemals zu einer nachträglichen Rechtfertigung geschehenen Unrechts herangezogen werden können. Wir sind uns aber bewußt, daß die gegenwärtige Not und ihre Ausnützung durch manche unglücklichen entwurzelten Menschen heute in breiteren Kreisen als früher die giftige Saat aufgehen läßt, die durch den Nationalsozialismus ausgesät worden ist.

Angesichts dessen möchten wir dem christlichen Volk einige Grundwahrheiten der biblischen Offenbarung ins Gedächtnis rufen. Die wichtigste ist diese: Es ist in der Heiligen Schrift offenbart und von der Kirche zu allen Zeiten festgehalten worden, daß Gottes Liebe auch zu den leiblichen Nachfahren Israels unauslöschlich ist, und daß er verheißen hat, sie eines Tages zur Anerkennung seines Sohnes, ihres Königs zu bekehren. Diese Bekehrung wird insbesondere vom hl. Paulus als Folge heilbringender Eifersucht der Juden auf den Liebesüberschwang der Christenheit betrachtet. Gott erwartet also von der Christenheit ein Verhalten gegenüber den Juden, welches diese von der Gottwohlgefälligkeit christlichen Lebens überzeugt. Nur wenn sich die Christenheit den Juden gegenüber besonders liebebeefüllt zeigt, besteht Aussicht, daß Gottes Willen an diesen in Erfüllung geht. Im Lichte dieser Offenbarungstatsache wiegt besonders schwer, was von christlicher Seite gegen Juden gesündigt wird, nicht bloß Taten, sondern auch Worte und Unterlassungssünden.

Wir bitten daher die Gläubigen, überall, wo sie mit Juden zu tun haben oder von den Juden reden, sich bewußt zu sein:

1. daß die Christen dem Volke Israel Ehrfurcht und Dank schulden für das durch dieses Volk überlieferte Offenbarungserbe;
2. daß unermessliches Unrecht von solchen, die sich Christen nannten, an Juden geschehen ist und uns zur Buße mahnt;

3. daß der Christ den Juden als Gesandter des Christ-Königs begegnen und sie vor allem durch tätige Liebe zur Anerkennung dieses ihres eigenen Königs gewinnen soll.

Von grundsätzlich zustimmender kompetenter Seite ist Zweifel daran geäußert worden, ob es gut gewesen wäre, den Aufruf mit diesen Worten zu schließen. Das war nicht beabsichtigt, vielmehr die nähere Ausführung der drei Gesichtspunkte.

Das Argument aber, das gegen einen Abschluß gerade mit den obigen letzten Worten ins Feld geführt wurde, bedarf der Erörterung: „Ich fürchte — aus Erfahrung —“, hieß es da, „daß viele Juden darauf sagen werden, wir sind den Katholiken nur insofern etwas wert, als wir Bekehrungsobjekte darstellen.“

Wir unsererseits erwarten — aus Erfahrung —, daß sie das in jedem Falle auch bei Abänderung des Schlußgedankens zu einem Hirtenwort solcher Art sagen — und mit einem gewissen Rechte sagen werden.

Nur würde der Christ das, was die Juden da beanstanden, so ausdrücken: Als menschliches Individuum ist uns der Jude, der uns irgendwie zum Nächsten wird, so viel wert wie irgendein andrer Mitmensch; als Jude aber ist er uns einzigartig wertvoll, weil er „ein Mensch aus Israel“ ist, und zwar aus dem Teile des Gottesvolkes, dem wir innerhalb der Geschichte das Heil verdanken und schulden. (Vgl. oben S. 190!)

Wir selbst haben in einer ganzen Reihe von Vorträgen zur Judenfrage die Erfahrung gemacht, daß man im allgemeinen die eingefleischte Scheu des durchschnittlichen Heidenchristen gegenüber dem Juden nur dann in tatbereite brüderliche Gesinnung (über momentane caritative Aufwallungen unspezifischer Nächstenliebe hinaus!) umzuwandeln Aussicht hat, wenn man den heilsgeschichtlichen Zusammenhang erklärt, durch den wir Christen alle kraft gemeinsamer Herkunft und Zukunft unlösbar mit den Juden verbunden sind.

Wenn diese oft sagen: Die Judenfrage ist eine Christenfrage, so haben sie viel tiefer recht, als sie ahnen. Wir müssen durchaus verstehen, daß es ihnen nicht unbedingt angenehm ist, daß wir uns bei ihrem „Judentum“ (d. h. Jesus als Christus leugnenden Israelitentum) nicht beruhigen können; aber sie müssen auch geduldig hinnehmen, daß wir sie in ihrer Besonderheit vor allem als die lieben, zu denen sie Gott, wie wir glauben, bestimmt hat; wenn wir sie nur wirklich lieben! Doch davon unten mehr.

Wenn trotz der erwähnten weitestgehenden Zustimmung zu den Grundsätzen des Entwurfs auf dessen Weiterleitung verzichtet wurde, dann weil die sorgfältige Durchsprache der Situation in etwas erweitertem Kreise zu der einmütigen Auffassung führte: Ohne entsprechende langfristige Vorbereitung würde ein solches Wort heute bei den breiten Massen der Christen in deutschen Landen auf unfruchtbaren Boden fallen. So sehr es Wohltat wäre für den kleinen Kreis, der seit fünfzehn Jahren mit Schmerzen auf dergleichen wartet, so sehr würde es zur Zeit noch abprallen gerade an denen, die solche Mahnung vor allem nötig hätten. Eine über die allgemeine unzweideutige kuriale Verurteilung des Antisemitismus vom 25. März 1928 hinausgehende die besondere deutsche Situation behandelnde lehramtliche Stellungnahme zur Judenfrage erscheint zweckmäßig erst als Abschluß, nicht schon als Auftakt einer intensiven, auf lange Sicht angelegten Aufklärungsarbeit, weil es ja nicht nur darauf ankommt, daß etwas gesagt wird, sondern daß es auch gehört werden kann, und weil heute die deutschen Ohren noch immer und schon wieder viel zu sehr für die Botschaft von unsrer Verbundenheit mit den Juden ertaubt sind, um das wirklich hören zu können, was ihnen zur Judenfrage in einer amtlichen Kanzelverkündigung zu sagen wäre⁴.

⁴ Im Sinne der vorstehenden Ausführungen hat der erwähnte Freiburger Kreis in enger Fühlung mit dem deutschen Episkopat die Aufklärungsarbeit, welche im folgenden gekennzeichnet wird, in Angriff genommen, und der Verfasser ist beauftragt worden, auf dem Mainzer Centenar-Katholikentag über die Judenfrage zu referieren.

B. Katechetische und homiletische Arbeit

Es ist also zunächst in der Katechese, dem Religionsunterricht im weitesten Sinne, und in der Homilie, der Predigt, ebenso nachdrücklich wie taktvoll der Grund zu legen für ein richtiges Verhältnis der Heidenchristen zu den Juden.

Wir berühren uns hier mit Forderungen, wie sie die vom „Internationalen Rat der Christen und Juden“ einberufene Seelisberger Konferenz im August 1947 und die „Christlich-jüdische Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz“ zuhanden der Ökumenischen Weltkonferenz in Amsterdam 1948 erhoben haben.

Wir können uns aber diese Forderungen nicht unterscheidungslos zu eigen machen. Die Arbeitsgemeinschaft redet von den „unzweifelhaft vorhandenen“ religiösen Wurzeln des Antisemitismus (Judaica III, 248). Und die christlichen Mitglieder der Kommission III der Konferenz möchten in diesem Sinne „darauf hinwirken, daß die Leidensgeschichte des Herrn auf eine solche Weise dargeboten werde, daß sie nicht Feindschaft gegen die Juden erregt. Und endlich aus der christlichen Lehre und Predigt die Idee entfernen, daß das jüdische Volk unter einem Fluche stehe“.

Das heißt die Dinge denn doch zu sehr vereinfachen. Wie jedermann in den von der „Conference of Jewish relations“ herausgegebenen, schon oben zitierten „Essays on Antisemitism“ nachlesen kann (und übrigens auch schon im Buch Esther der Heiligen Schrift!), ist der „Antisemitismus“ im weiteren, uneigentlichen Sinne, d. h. die Judenfeindschaft, schon vor der Entstehung des Christentums allenthalben aufgeflammt, wo Juden als privilegierte Minderheit unter Nichtjuden ihre damals noch gottgebotene Ghetto-Existenz führten. Und er hat natürlich nicht aufgehört, als nach Christi Auferstehung der größte Teil der Juden trotz der dadurch verbürgten Niederlegung des Gesetzes-Zauns (Eph. 2, 14) aus eigenem Willen an der — wie wir Christen glauben, seitdem nicht mehr von Gott gebotenen — Existenz innerhalb dieses umzäunten Ghettos festhielten. Oder wie I. S. Wechsler in jenen Essays schreibt: „Es kann zugegeben werden, daß der Jude, da-

durch, daß er beharrlich er selbst blieb, weitgehend zur Verewigung des Antisemitismus beigetragen hat“ (a. a. O. S. 38). „Er baute einen Zaun nicht nur um die Torah, sondern auch um sich selbst und ließ die Stürme draußen toben“ (S. 39).

Das ist das Primäre und Wesentliche. Sekundär und akzidentiell ist selbstverständlich zuzugeben, daß eine taktlose und unser aller eigene Schuld an Christi Kreuzestod auf die Juden allein abschiebende Darstellung der Leidensgeschichte Jesu der Judenfeindschaft billige Scheinargumente liefern kann und oft geliefert hat.

Man tritt dem nicht rechtmäßig entgegen, wenn man z. B. — den neutestamentlichen Autoren zuwider — den Pilatus belastet, für welchen es rein juristisch einfach kein Mittel gab, Jesus zu retten, sobald die jüdischen Sachverständigen formal (nach dem bis damals geltenden Wortgebrauch) zutreffend erklärten: „Wer sich selbst zum Messiaskönig erklärt, der stellt sich in Gegensatz zum Cäsar“ (Jo. 19, 12).

Es genügt auch noch nicht, Jesu: „sie wissen nicht, was sie tun“ zu zitieren (Luk. 23, 34) sowie die dasselbe besagenden Äußerungen Petri (Apg. 3, 17) und Pauli (1. Kor. 2, 8). Diese Äußerungen sind vor allem wichtig, weil sie eins herausstellen: Die Christenheit (und also jeder über seinen Glauben genügend unterrichtete Christ) ist weit davon entfernt, das einmalige schuldhaftes Versagen einer nationalrevolutionär verhetzten Masse und ihrer Rädelsführer, das zum Justizmord an einem politisch beschuldigten, politisch unschuldigen Anwärter auf das Messiaskönigtum über Gottes Volk führte, allen Juden aller Zeiten als „Verbrechen des Gottesmords“ zuzurechnen; es ist heute nötiger denn je, zu vermeiden, daß solche schriftwidrige Anklage mittelbar oder gar unmittelbar geäußert wird, wie es zweifellos in der Vergangenheit passierte.

Es ist heute auch leichter denn je, gerade den Deutschen klarzumachen, daß jede in entsprechender Lage befindliche Masse jedes Volkes den nationalrevolutionären Terroristen „Jesus Bar-Abbas“ (wie er nach einigen Handschriften hieß) anstelle „jenes Jesus,

den man Messias-König nennt,“ (Matth. 27, 17) freigegeben haben würde, wie es die jüdische Masse damals tat.

Was „den Juden“ gegenüber von den Aposteln und ihren Nachfolgern eingewendet wird, das ist nicht in erster Linie jener einmalige Akt vom Karfreitag; es ist vielmehr der Umstand, daß nach der Auferstehung des damals Gekreuzigten die Juden, zuerst in Jerusalem, danach in der Diaspora, überwiegend ablehnten, jener Apostel Auferstehungszeugnis anzunehmen. Nicht des Mordes bezichtigen, sondern wegen seiner Glaubensverweigerung beklagen die Christen ihren jüdischen Bruder.

Wenn dies manchmal in Gestalt von Formulierungen geschieht wie der oben zitierten, wonach „das jüdische Volk unter einem Fluche stehe“, so ist das gewiß sehr unglücklich ausgedrückt. Genau so übrigens die Pauli Worten (Röm. 11, 1) ins Gesicht schlagende viel gebrauchte Formel, die Juden seien seit sie Christus ablehnten, „verworfen“ oder „verstoßen“ von ihrem göttlichen Herrn. Die einzig richtigen Ausdrücke sind vielmehr: Sie sind — nach dem christlichen Glauben, der sich rational weder beweisen noch widerlegen läßt! — verblendet und in der Verblendung verhärtet; Gott aber sucht sie durch viele Prüfungen heim, um sie am Ziel der Zeiten doch noch zur Anerkennung seines in Jesus menschengewordenen Sohnes zu bekehren, wobei er sich — nach Paulus — der Christenheit nicht als Werkzeug seines Zorns, sondern gerade umgekehrt als ein Werkzeug zu bedienen gewillt ist, dessen übernatürliches Liebeswirken an allen Menschen und in erster Linie an denen aus Israel die Juden endlich von der Göttlichkeit unseres Glaubens überzeugt.

Das ist es, was in Unterricht und Predigt der Christenheit mit der ganzen Eindringlichkeit eingeprägt werden muß, welche die Zeitereignisse ermöglichen; dann wird es keine „christliche Judenfeindschaft“ mehr geben; aber auch nur dann.

Wer anders vorzugehen versucht, wird vielleicht ein paar überschwängliche Gefühlsmenschen und judaisierte Liberalisten gewinnen aber nimmermehr nüchterne an den menschengewordenen Gott gläubige Christen.

III. Was können die Juden tun?

Es ist wohl selbstverständlich, daß wir kein Recht haben, als Voraussetzung christlicher Maßnahmen gegen die Juden-Feindschaft von den Juden zu verlangen, daß sie aufhören sollten, sie selbst zu sein; was auch unseres Wissens von seiten der christlichen Helfer in der Hitlerzeit nie verlangt worden ist. Wie die christlichen Konfessionen einander um so mehr respektieren lernen, je inniger sie — im Rahmen der ökumenischen Bewegung — nach Wiedervereinigung streben, so müssen wir auch die Synagoge in ihrer Eigenart desto tiefer zu verstehen und zu achten suchen, je heißer wir nach der höchsten und letzten Wieder-Vereinigung verlangen, der einzigen, die eine biblische Verheißung hat, der Wiedervereinigung des Alten und des Neuen Israel, *ut omnes unum sint*.

Es ist die providentielle Aufgabe dieser Zeitschrift, zunächst einmal im Kreise einer gewissen geistigen Elite solches Verständnis für die Judenheit zu verbreiten, das dann durch andre Organe, wie sie auch in deutschen Landen von dem oben erwähnten Kreise geplant sind, an die breiteren Massen der Gläubigen heranzutragen sein wird.

Gerade weil wir wünschen, daß eines Tages die Juden aufhören mögen, im Sinne des Wortgebrauchs der letzten 1900 Jahre „Juden“, d. h. Jesus nicht als Gott und König anerkennende Menschen aus Israel zu sein, gerade darum müssen wir zuerst einmal verstehen lernen, warum sie es bisher so beharrlich geblieben sind. Entsprechend aber müssen nun freilich auch die Juden, gerade weil sie wünschen, wir Christen aus den Völkern möchten unsre „heidnischen Eierschalen“ endlich ablegen und den Gott Israels anbeten, ohne damit die göttliche Verehrung Jesu zu verbinden, ernstlich zu verstehen suchen, warum die Christenheit in ihrem Kern weit davon entfernt ist, auf dem Wege zum Judaismus, welchen sie während des 18. und 19. Jahrhunderts einzuschlagen schien, noch weiter fortzuschreiten, warum die Gottheit Jesu bei denen, die überhaupt auf den Christen-Namen Wert legen, heute

wieder stärker betont wird als wohl je seit dem Zeitalter der Glaubensspaltung.

Die Juden sollten also, scheint uns, die große Illusion fallen lassen, die leider auch heute noch von so manchen durchaus gutgläubigen „Christen“, Nachzüglern des theologischen Liberalismus, genährt wird, als führe „der Fortschritt“ zwangsläufig zum allmählichen Absterben des eigentlich Christlichen in den Überzeugungen der Christenheit, als seien es dementsprechend nur hinterwäldlerische Primitive oder gar böswillige reaktionäre Dunkel männer, die den Glauben an den menschgewordenen, aber von den Menschen nicht angenommenen Gottessohn festhalten.

Wohlgemerkt: Wir billigen dem Juden das volle Recht zu, gegen diesen Glauben ins Feld zu führen, was immer er dagegen einzuwenden hat. (Wobei uns biblisch fundierte Einwände, etwa aus der Gedankenwelt Bubers, sehr viel mehr interessieren als aus der „wissenschaftlichen Entwicklung“ hergeholte!) Wir sind durchaus überzeugt, von den Einwänden des Juden lernen zu können, wie der Katholik von denen des Protestanten lernen kann und umgekehrt. Wir wünschen im Grunde nur, daß der Jude solche Einwände wirklich sucht, d. h. daß er den Christenglauben im vollen Sinne ernst nimmt, statt ihn billig und womöglich gar spöttisch abzutun, — wie auch wir bemüht sein wollen, das Judentum in vollem Umfang ernstzunehmen⁵.

⁵ Ein Beispiel für das Nicht-Ernstnehmen unsres Glaubens finden wir bei Else Liefmann, Zürich, in dem Aufsatz „Die Legende vom Antichrist und die Sage von Ahasver. Ihre Bedeutung für den Antisemitismus“ (Judaica III, 122 ff.). Von Ahasver schreibt da die Verfasserin, er sei für den mittelalterlichen Menschen „nicht einmal zu bemitleiden, denn er ist selbst schuld an seinem Leiden und trägt seine Strafe zu recht. So ist er höchstens zu verachten“ (S. 125; fast wörtlich wiederholt S. 136). Daß hiemit die christliche Auffassung, wonach wir allzumal Sünder und rechtmäßig Bestrafte sind, auch im Falle des Ahasver nicht getroffen wird, dürfte eindeutig aus einem Text hervorgehen, den wir als Dokument diesem Aufsätze folgen lassen, zusammengefaßte deutsche Wiedergabe eines französischen Volkslieds aus Wallonien. (Deutscher Erstdruck in der ‚Tat‘ vom 23./24. März 1940.) In all seiner Naivität läßt es wahrlich nicht Verachtung spüren,

Wir müssen aber noch einen Schritt weitergehen und die Juden — in ihrem eignen Interesse — bitten, auch die Judenfeindschaft doch etwas ernster zu nehmen, als sie es im allgemeinen tun.

sondern ein scheues, aber inniges Mitleiden. — Vollends Else Liefmanns Behauptung, in der christlichen Legende vom Antichrist werde dieser „von den Juden als wahrer Messias begrüßt“ (S. 127), trifft jedenfalls in dieser Verallgemeinerung ganz und gar nicht zu; im von der Verfasserin selbst erwähnten, aber offenbar nie gelesenen Tegernseer Ludus de Antichristo wird nämlich — und das ist das Wesentliche — die anfangs allerdings von Heuchlern verführte Synagoge durch das Zeugnis des Elias und des Henoch (wie man es aus Apk. 11, 3 herauslas) zur Absage an den Antichrist bekehrt und erleidet von seinen Schergen den Zeugentod für den wahren Messias. Selbstverständlich kann dieser Antichrist nicht, wie Liefmann es von „allen diesen Spielen“ behauptet, „natürlich“ (!) „als Jude dargestellt“ worden sein; höchstens — im Sinne der altjüdischen Schriftauslegung nach Gen. 49, 17 und Jer. 8, 16 f. — als von den Juden streng zu unterscheidender Sprößling des Stammes Dan.) Wer es unternimmt, christliche Glaubensüberzeugungen (wie die Erwartung des Antichrist) und Volksdichtungen (wie von Ahasver) psychologisch zu analysieren, sollte sie nicht so verzerrt wiedergeben, daß dadurch die Grundlagen seiner Analyse dahinfallen, sondern — ein wenig ernstnehmen.

Im entsprechenden Geiste möchten wir hier die kritischen Bemerkungen wiedergeben, die Altnationalrat Dr. David Farbstein im „Israelitischen Wochenblatt, Nr. 23 vom 6. 6. 1947, zu unserm im vorigen Jahrgang der „Judaica“ erschienenen Aufsatz über „Katholiken und Juden“ gemacht hat:

Ich will mich nur über eine Stelle in der Abhandlung von Th i e m e äußern. Er schreibt an einer Stelle: „Meistens aber kommt es gar nicht so weit; der ‚Fremde‘ wird gemieden; der noch bis vor wenigen Jahrzehnten keine Mahlzeit mit einem „unreinen Goi“ zu teilen erlaubt fand; der sogar als ‚Liberaler‘ sich meist unter seinesgleichen niederläßt.“ Thieme verweist auf das Phänomen der Ghetti moderner Großstädte: Bronx (New York), Hampstead, Stoke Newington (London), Wilmersdorf (Berlin), Leopoldstadt (Wien) und die „jüdischen Sommerfrischen“ Norderney und Heringsdorf.

Vor allem ein Wort über den „unreinen Goi“. Das Wort „Goi“ soll keinen Nebengeschmack haben, wie das Wort „Jude“ es nicht hat. Das Wort „Goi“ bedeutet im Hebräischen „Volk“ (1. Buch Mose 25, 23). Ebenso Jakob wie Esau wurden als Goi bezeichnet (a. a. O.). Rabbi David Kimchi sagt in einem hebräischen Wörterbuch (zitiert von Ben Jehuda): Unsere Lehrer pflegten jemanden, der kein Israelit ist, Goi zu nennen, und diese Gewohnheit entstand bei ihnen, weil sie jemanden, der nicht Israelit

Es ist schlechthin unzulänglich und unhaltbar, wenn immer wieder von jüdischer Seite, zum Teil sehr respektabler jüdischer Seite, nur gesagt wird: Der Antisemitismus ist nichts anderes als die Folge unrechtmäßiger Verallgemeinerung der Fehler einzelner Juden.

Wir haben in dieser Zeitschrift schon an anderer Stelle (III, 33f.) zu zeigen versucht, welches etwa die Begründung jenes elementaren und tiefeingewurzelten Fremdheitsgefühls der meisten nordalpinen Menschen gegenüber den Juden ist, das diese allzuleicht mit „Antisemitismus“ verwechseln, — obwohl es sie am besten gegen denselben schützt, wenn sie es respektieren.

Von einer geistig so hochstehenden Elite, wie es die westeuropäischen Juden sind, scheint es uns nicht zu viel verlangt, daß sie die außerordentliche Einfühlungsgabe und Intellektualität, welche sie etwa zu so hervorragenden Leistungen auf dem Gebiet der

ist, sondern von einem andern Volke stammt, so bezeichneten, sie haben nicht unterschieden, von welchem Volke, ob der Betreffende ein Edomiter oder Ismaelite war oder von anderen Völkern, daher sagten sie Goi, d. h. jemand, der von einem anderen Volke stammt und nicht von Israel.

Der Begriff des „unreinen Goi“ stimmt nicht. Wenn ein Jude mit einem Nichtjuden an keiner Mahlzeit teilnahm, so geschah es nicht, weil der Nichtjude ein „unreiner Goi“ war, sondern weil der Jude nur rituell zubereitete Kost zu sich nahm. An einer vegetarischen Mahlzeit hätte auch der orthodoxe Jude teilgenommen, vorausgesetzt, daß das Geschirr „koscher“ (rituell) war.

Die sogenannten Ghetti in den modernen Großstädten sind auch nicht auf ein Fremdseinwollen der Juden zurückzuführen. Die ersten jüdischen Einwanderer haben sich in bestimmten Quartieren niedergelassen. Nachher kamen ihre Verwandten, Freunde und Bekannten. Es ist begreiflich, daß sie sich in deren Nähe niedergelassen haben. Hiezu kommt noch ein weiterer Grund. Die Juden, auch die sogenannten liberalen Juden, sind Synagogenbesucher. Wenn jemand nicht jeden Tag in die Synagoge geht, so geht er am Samstag oder wenigstens einmal in vier Wochen oder an den Feiertagen. Da das Fahren am Samstag und an den Feiertagen verboten ist, ließen sie sich in der Regel in der Nähe der Synagoge nieder. Die sogenannten „jüdischen Sommerfrischen“ in Norderney und Heringsdorf entstanden wahrscheinlich, weil Juden an anderen Sommerfrischen nicht gern gesehen wurden.

Psychotherapie befähigt, auch einmal zum vorurteilslosen Studium der Juden-Scheu bei den Nichtjuden und zum eindringlichen Popularisieren der dann erzielten Studienergebnisse unter den Juden verwendet.

Tut sie das, so wird sie — wie einige der „Essays on Antisemitism“, aus denen wir oben zitierten, verheißungsvoll ahnen lassen — durchaus zu dem Ergebnis kommen, daß der oft so geistig schwerfällige, dumpfe, dämmernde Menschenschlag vorwiegend bäuerlicher Herkunft, der zwischen Atlantik und Ural vorherrscht, gar nicht anders kann, als auf den geistig beweglichen, überwachen urban-mediterranen Juden zunächst einmal mit Scheu und einem gewissen Mißtrauen reagieren.

Wer die Judenfeindschaft eindämmen will, der muß das respektieren, muß dafür eintreten, daß die Masse der „Pagani“ von den Juden möglichst „in Ruhe gelassen“ wird, damit ihre geistige Unterlegenheit sich nicht in psychischen Haßreaktionen entlädt. Wer aus eigener Erfahrung die Problematik der Situation eines intellektuell-städtischen Menschen unter einer homogenen Mehrheit unintellektuell bäuerlicher kennt, der wird volles Verständnis dafür haben, daß es den Juden nicht leicht fällt, sich in ihren durch mannigfache geschichtliche Gegebenheiten noch weit mehr komplizierten Ausnahme-Zustand unter den Völkern hineinzufinden und auch diese zu begreifen; aber um ihrer selbst willen wird er ihnen dies dringend nahelegen müssen.

Ja, er wird ihnen schließlich auch empfehlen, sich durch ihr überhartes Schicksal und die Überfülle ungerechter Beschuldigungen, die gegen sie erhoben zu werden pflegen, nicht in die Gegenposition drängen zu lassen, von der aus jede Beschuldigung von vornherein abgelehnt und jeder Volksgenosse unbesehen in Schutz genommen wird.

Wir denken an Äußerungen, wie wir sie einmal (1944) im Schweizer Israelitischen Wochenblatt lasen, wo der Tadel ungehöriger Verhaltensweise eines jüdischen Flüchtlings mit der Begründung

empört zurückgewiesen wurde, daß der Mann nächste Angehörige durch den antisemitischen Terror dem furchtbarsten Schicksal zugeführt wurde, — was doch höchstens ein „mildernder Umstand“ sein kann, keine Rechtfertigung. (So wenig wie „Versailles“ eine Rechtfertigung für „Hitler“ war, obwohl wir es seit 1945 in allen Tonarten hören müssen!) Und wir denken sogar an Wendungen wie die angebliche „Mär vom bösen Besatzungsjuden“ in dieser Zeitschrift⁶, wodurch mit einem Federstrich ein ungeheuer schweres und tragisches Problem — nicht etwa aus der Welt geschafft, sondern so verzerrt wird, daß statt eines Affektes für den angeblich verleumdeten Besatzungsjuden bei den meisten Unterrichteten ein solcher gegen deren Verteidiger wach werden muß.

Wir sind uns durchaus dessen bewußt, daß wenn wir empfehlen, solche Übertreibungen zu vermeiden, damit von den Juden mehr gefordert wird, als der Durchschnittsmensch zu leisten pflegt. Die Juden sind aber auch mehr als Durchschnittsmenschen; wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert; und die Forderung scheint uns nicht von der subjektiven Willkür anspruchsvoller Menschen auszugehen, sondern von der objektiven Wirklichkeit selber.

Auch ist diese Forderung keineswegs gleichbedeutend mit einem Eintreten für das, was man „jüdischen Selbsthaß“ nennt und was eh und je nicht minder unerfreulich sein dürfte als der „deutsche

⁶ III, 230 in dem Aufsatz von Hans Ornstein über „Christlich-jüdische Zusammenarbeit“. Wir möchten ausdrücklich bemerken, daß wir in andern wichtigen Punkten mit Ornstein durchaus einig sind, so wenn er das Judenproblem als „Fremdheitsproblem besonderer, komplexer Art“ bestimmt (S. 216), auf seine besondere Schwierigkeit „bezüglich jener Christen und Juden, denen das Religiöse wenig oder nichts bedeutet“, hinweist (S. 226; daraus folgt, wie wichtig es ist, daß auch die Juden unsern Glauben ernstzunehmen versuchen!) — aber auch, wenn er gegen Constantin Silens' Deutschland-Analyse „Irrweg und Umkehr“ u. a. geltend macht, daß von einem „bewußten Hineinziehen des volksfremden polnischen Judentums nach Deutschland“ seitens der deutschen Juden nur ein kompletter Ignorant in diesen Dingen sprechen kann und daß man sich überhaupt hüten muß, die psychologische Erklärung des Antisemitismus in eine ihn scheinbar rechtfertigende „Begründung“ ableiten zu lassen, wie er es Silens vorwirft, ohne daß wir zur Nachprüfung Gelegenheit hatten.

Selbsthaß“, den man bezeichnenderweise recht häufig gerade in Äußerungen besonders unangenehm auffallender Deutscher lautwerden hört. (Selbstverständlich sind davon die Äußerungen prophetischer Selbstkritik aus dem jüdischen wie aus dem deutschen Lager sorgfältig zu unterscheiden; zu den eindruckvollsten gehören hier diejenigen in Theodor Haeckers „Tag- und Nachtbüchern“, Summa-Verlag, Olten 1948, worin auch wiederholt auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede deutschen und jüdischen Schicksals die Rede kommt.)

Wenn alle geistig führenden Juden mit solch heiligem Zorn über die Terroristen (bzw. sonstigen mißratenen Söhne) ihres Volkes sprechen und schreiben würden, wie es Martin Buber am Abend des 1. Juli 1947 tat, als nach seinem Basler philosophischen Vortrag die Palästina-Frage aufgeworfen wurde, ach, dann wäre es auch für uns schon fast wieder auf verlorenem Posten kämpfende judenfreundliche Christen sehr viel leichter, die Judenfeindschaft wenigstens bei unsern Glaubensbrüdern mit durchschlagendem Erfolg zu bekämpfen, als es leider ist.

Das Lied vom ewigen Juden

Nach einer altfranzösischen Ballade

Gibt's Pein wohl auf der Erde,
die also schreckt den Mut,
wie's Elend und Beschwerde
des ew'gen Juden tut?
Entsetzlich sein Geschick
und traurig scheint dem Blick.

Die Bürger der Gemeinde
von Brüssel in Brabant,
als rechte Menschenfreunde
sie luden ihn galant
zu Gast auf gute Art,
den Mann im langen Bart.

„Wollt Ihr nicht Herberg haben,
ehrwürd'ger alter Mann,
und Euch am Trunke laben,
der Euch wohl stärken kann?
Ihr lebt an diesem Tag,
so gut's das Haus vermag!“

„Verzeiht, ich darf nur trinken
zwei Schlucke so im Stehn,
darf nicht auf's Lager sinken
und muß gleich weiter gehn.
Denn, Kinder, merkt's euch gut:
ich bin der ew'ge Jud!“

Trotz Alter und Beschwerde —
bald sind's zweitausend Jahr! —
muß wandern um die Erde
zum fünften Mal schon gar.
Ein jeder sinkt in's Grab,
nur ich bleib stets im Trab.“

„Was habt mit frevlem Mute
Ihr einst gesündigt bloß,
daß Gott, der ewig gute,
Euch sandte solches Los?
Sagt, was begingt Ihr denn,
daß er Euch straft so streng?“

„Ach, als ich wollte sehen,
Wie's Kreuze Jesus trug,
geschah's, daß er blieb stehen
vor mir und freundlich frug:
Mein Freund, gestattest du,
daß ich hier etwas ruh? —

Ich Grobian, ich frecher,
erwidert ihm das Wort:
Mach schleunigst, du Verbrecher,
von meinem Haus dich fort!
Geh' weiter! Packe dich,
denn du beleidigst mich. —

Mit Seufzen, ach wie wehem,
sagt Jesus also wahr:
Nun mußt du selber gehen,
rastlos manch tausend Jahr.
Und erst der jüngste Tag
soll enden deine Plag. —

Vom Haus zur selben Stunde
ging ich bekümmert fort,
voll Schmerz ob jener Kunde,
und floh von Ort zu Ort.
Seit damals muß — habt acht! —
ich wandern Tag und Nacht.

Ihr Herrn, so treibt's mir wieder —
lebt wohl denn miteinander! —
voran die müden Glieder;
Dank jeder milden Hand!
Doch Rast ist mir versagt,
ich bin zu hart geplagt.“